

Basel im 19. Jahrhundert

Eine Gruppe von Freiwilligen erhebt Daten über das Leben vor 200 Jahren

Von David Herrmann

Basel. Der Tod riss Theo mitten aus dem Leben, als er erst 30-jährig verstarb. Es war ein unauffälliges Leben, das früh geendet hatte. So unauffällig, dass er beinahe vergessen worden wäre. Doch am Ende verhalfen Theo seine Zähne zu weltweiter Berühmtheit. Er hatte leidenschaftlich Pfeife geraucht und dort, wo er sie zwischen die Zähne geklemmt hatte, war ein Loch im Gebiss. Dafür interessierten sich die Anthropologen, als sie 2004, 30 Jahre nach dessen Ausgrabung und fast 200 Jahre nach seinem Tod 1816, sein Skelett untersuchten.

Theo hat nicht so geheissen. Die Forscher benannten das Skelett nach seinem Fundort auf dem Friedhof der Kleinbasler Theodorskirche, wo die Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt sein Skelett 1984 ausgegraben hatte. «Doch wir wollten seinen echten Namen kennen», sagt Gerhard Hotz, Anthropologe am Naturhistorischen Museum und Dozent an der Universität Basel. Als Naturwissenschaftler untersuche er die harten Fakten. «Ich interessiere mich aber auch sehr für die Geschichte und wollte herausfinden, wie Theo damals gelebt hat», sagt Hotz. So beginnt das Bürgerforschungsprojekt Basel-Spitalfriedhof (BBS), das an der Universität Basel angegliedert ist.

Notizen in Kurentenschrift

Mit einem Heer von bis zu 50 Freiwilligen macht sich Hotz in seiner Freizeit daran, im Basler Staatsarchiv in verschiedenen Akten nach Spuren von Theo zu suchen. Dank ihrem grossen Einsatz entsteht ein lebendiges Bild von Theos Leben in Kleinbasel des 19. Jahrhunderts, das im Buch «Theo der Pfeifenraucher – Leben in Kleinbasel um 1800» beschrieben wird.

Mit der Veröffentlichung des Buches endet die Arbeit des BBS jedoch nicht. Nur der Fokus ist ein anderer: «Wir möchten die Lebensbedingungen in Basel von damals erfassen, abbilden und Dritten zugänglich machen», sagt Hotz, der auch das Folgeprojekt leitet.

500 Skelette vom alten Friedhof des Basler Bürgerspitals ruhen im Naturhistorischen Museum. Jedes von ihnen ist namentlich bekannt. «Mit diesen Erkenntnissen setzen wir unsere anthropologischen Untersuchungen dieser Skelette in einen historischen Kontext», erklärt Gerhard Hotz die Ziele des Projekts. Dafür arbeiten aktuell gut 30 Freiwillige daran, im Basler Staatsarchiv aus verschiedenen Quellen Daten über das Leben im vorletzten Jahrhundert zu erheben.

Eine von ihnen ist Vreni Fiebig-Ebneter. Sie hat mit anderen Helfern die Spitaldatenbank und das Basler Kranken- und Pfründenregister erstellt. Dafür haben sie die Akten der Basler



Recherche im Staatsarchiv. Felicitas Ruch, Verena Fiebig-Ebneter und Marina Zulauf-Semmler bei der Arbeit. Foto Peter Schnetz

Spitäler von 1842 bis 1870 transkribiert. Die Notizen und Vermerke sind alle in Kurentenschrift verfasst.

Vreni Fiebig-Ebneter kann diese schwer lesbare Handschrift entziffern, seitdem sie vor einiger Zeit ein Schreibbuch aus dem 19. Jahrhundert für Erstklässler gefunden und sich so Lesen und Schreiben dieser Schrift selbst beigebracht hat. Heute geht die pensionierte kaufmännische Angestellte jeden Tag ins Staatsarchiv und vergräbt sich für einige Stunden in den alten Dokumenten. Wenn beim Transkribieren medizinische Diagnosen oder pharmazeutische Medikationen unklar sind, werfen Ärzte und Apotheker, ebenfalls Freiwillige, einen fachkundigen Blick darauf und schaffen Klarheit. Bei Unklarheiten kann aufgrund der beschriebenen Symptome die Krankheit heute oft festgestellt werden, was früher nicht möglich war. Nach dieser Kontrollschleife gehen die korrigierten Datensätze wieder zurück, damit die Erfasserinnen auch von dieser Expertise profitieren.

Überbevölkerung und Seuchen

Historikerinnen und Historiker der Universität Basel und Freiburg im Breisgau haben Zugriff auf sämtliche Daten des BBS. In Master- oder Bachelorarbeiten interpretieren Studierende diese und machen Aussagen über die hygienischen Bedingungen, Ernährung, Krankheiten und Seuchen oder die sozioökonomischen Lebensbedingungen in der Stadt. Vreni Fiebig-Ebneter freut sich über solche Forschungsergebnisse: «So macht mir die Arbeit Spass und gibt meinem Leben einen Sinn.»

Wichtig ist ihr auch der soziale Aspekt: Die Freiwilligen treffen sich dienstags und freitags im Lesesaal des

Staatsarchivs und organisieren vier Treffen pro Jahr, bei denen immer ein kultureller und ein geselliger Teil auf dem Programm stehen. «Wir lassen es uns gut gehen, ohne dabei dem Staat auf der Tasche zu liegen» lacht Hotz. Die Mittel für die Treffen beschaffen die freiwilligen Projektmitarbeiter mit Vortragshonoraren und anderen Entschädigungen selbst.

Die vielen Freiwilligen des BBS verbreitern die Datenbasis laufend. Felicitas Ruch zum Beispiel erfasst die Daten der Volkszählung von 1870, dazu gehören Name, Geschlecht, Geburtstag, Adresse, Haushaltsgrösse, Heimatort und Beruf aller Menschen, die per 1. Dezember 1870 in Basel gelebt haben.

Stammbaum für die Toten

Daten zur Haushaltsgrösse ergeben, kombiniert mit den Informationen aus den Krankenakten, ein eindrückliches Bild: «Es war ein hartes Leben, geprägt von Überbevölkerung, Seuchen und schlechter Bezahlung», schildert Ruch das Leben im alten Basel.

Die Daten aus der Volkszählung helfen auch der Projektkoordinatorin Marine Zulauf-Semmler bei ihrer genealogischen Forschung: «Wir liefern die Geschichten zu den Daten, das Fleisch am Knochen», beschreibt sie ihre Arbeit. Sie erstellt für jeden der Toten vom Spitalfriedhof einen Stammbaum mit Eltern, Geschwistern und deren eigenen Kindern. Der gesetzlich gegebene Nachfahrenschutz wird dabei respektiert. Eine mühevoll Kleinstarbeit, die viel Zeit braucht. Mehr als vier Stammbäume schafft sie trotz grossem Engagement nicht in einem Jahr.

Mit den Daten aus dem BBS-Projekt lassen sich die anthropologischen

Untersuchungen der Skelette verifizieren. In einem aktuellen Projekt konnten zum Beispiel mit 3-D-Scans von Mittelhandknochen Skelette mit grobmotorischen von solchen von feinmotorischen Berufen unterschieden werden. So können in Zukunft über Skelette unbekannter Herkunft Aussagen zu deren sozialem und wirtschaftlichem Hintergrund gemacht werden.

Um diese Arbeit zu erleichtern, arbeiten die Macher hinter dem Projekt derzeit mit Hochdruck an einem historischen Informationssystem, in dem ihre Daten jederzeit und von überall her öffentlich zugänglich sind. Die Gespräche mit möglichen Partnern für die Finanzierung des Projekts sind am Laufen, und Gerhard Hotz ist zuversichtlich, dass es schon bald leichter wird, den wahren Namen von Theo und anderen Skeletten von Basler Friedhöfen herauszufinden.

Dieser Artikel entstand in Zusammenarbeit mit der Universität Basel.

Neumitglieder und Interessierte willkommen

Im Bürgerforschungsprojekt Spitalfriedhof Basel transkribieren oder bereinigen Freiwillige Daten zu den gesundheitlichen und sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen in Basel zwischen 1840-1870. Das Team arbeitet regelmässig, aber immer dienstags und freitags, im Lesesaal des Basler Staatsarchivs und trifft sich viermal pro Jahr zu einem Anlass mit Apéro. Neumitglieder und Interessierte sind jederzeit willkommen, Kenntnisse in der Kurentenschrift erleichtern den Einstieg.

Weitere Informationen: www.ipna.unibas.ch/bbs/index.html

Mit der App Berufe finden

Neues Angebot für Jugendliche

Basel. Mit der neuen App des Berufsinformationszentrums (BIZ) können Jugendliche die Berufswelt erkunden. Mittels Berufe-Assistent bekommen sie passende Berufe vorgeschlagen, daneben erhalten sie zusätzlich weitere Informationen über Tätigkeiten, Ausbildung und Voraussetzungen der Jobs. Die interessantesten Berufe können zudem in einer Favoritenliste gespeichert werden. So lassen sich auch Push-Benachrichtigungen für neue Lehrstellen einrichten.

Die BIZ-App wurde von den beiden Kantonen Basel-Stadt und Baselland lanciert. Ziel ist eine attraktive, zugängliche und umfassende Information der Jugendlichen. Sie kann kostenlos im App Store oder bei Google Play heruntergeladen werden.

Fernuni mit neuem Angebot

Master in Psychologie ab 2018

Pfäffikon/Brig. Die Fernuni Schweiz führt im Frühjahrssemester 2018 den Master in Psychologie sowohl in deutscher wie auch in französischer Sprache ein. Es handelt sich um einen universitären Masterstudiengang, der drei Jahre dauert und 120 ECTS umfasst.

Der wissenschaftlich ausgerichtete Master verbindet inhaltliches und methodisches Grundlagenwissen mit Anwendungen in zwei wählbaren Vertiefungsbereichen (Gesundheit und Bildung; Arbeit und Wirtschaft). Zulassungsbedingung ist ein universitärer inländischer Bachelor. Über die Gleichwertigkeit ausländischer Bildungsnachweise entscheidet die Direktion.

www.fernuni.ch/psychologie/master

Italienisch, Italiano, Italia!

Kurse an der Volkshochschule

Basel. Caffé in Lugano, Gelato in Milano oder Ribollita in Firenze? Wer südlich der Alpen das dolce far niente geniessen möchte, kann sich an der Volkshochschule beider Basel bestens vorbereiten: Anfänger lernen, einfache Unterhaltungen zu führen, Essen zu bestellen oder nach dem Weg zu fragen.

Fortgeschrittene können über Kultur und Kunst diskutieren und dabei ihren Wortschatz vergrössern. Auch Geschichte, Kunst und Literatur bekommen Interessierte im italienischen Originalton serviert: Ob in Vorträgen über Rom und Napoli oder in Kursen zu italienischem Liedgut und italienischen Schriftstellern.

Italienischkurse starten ab 23. Oktober. Infos und Anmeldung: 061 269 86 66 oder www.vhsbb.ch

Kinder fragen – Martin Hicklin antwortet

Warum sind Goldfische manchmal weiss?

«In unserem Gartenteich schwimmen elf Goldfische, davon sind nur vier goldig rot, drei sind halb rot, halb weiss, und vier sind ganz weiss, was ist der Grund?» Das ist die Frage, und ich habe sie gleich an Walter Salzburger an der Basler Universität weitergegeben. Walter Salzburger ist Professor für Zoologie und eben aus Afrika zurückgekommen. Dort taucht er in den grossen afrikanischen Seen nach den farbenfrohen Buntbarschen. Er will nämlich herausfinden, warum in diesen Seen diese Fische so viele verschiedene Arten gebildet haben. Viele Buntbarsche hat er auch in Basel in Aquarien. Goldfische aber keine. Sie sind vor allem in Asien als Glücksbringer beliebt. Besonders schöne und seltene kosten viel und zeigen so auch, dass der Besitzer oder die Besitzerin wohlhabend ist.

Weil die Farbe der Fische von den Eltern vererbt wird, haben die Züchter besonders schöne Fische gepaart und aus den Nachkommen wieder die schönsten zur Weiterzucht verwendet. So sind innerhalb der Gattung Carassius

verschiedene Formen «goldener» Fische gezüchtet worden. Wie andere Tiere sehen wir sie in ihren Farben, weil sie entweder eine das Licht verändernde zurückschickende Oberfläche oder «Struktur» haben oder weil sie winzige Behälterchen oder Zellen unter der Haut tragen, in denen sich Farbstoffe (Pigmente) angesammelt oder eingelagert

Warum gibt es bei uns keine Delfine?



Jetzt ist die vierte Folge der Kinderfragen erschienen: «Warum gibt es bei uns keine Delfine?» bringt auf 80 Seiten, farbig bebildert und gebunden, die Antworten auf 38 Kinderfragen.

haben. Solche Pigment- oder Farbzellen nennt man Chromatophoren. Das Wort kommt von griechisch chroma=Farbe und phoros=Träger.

Wir haben – wie alle Säugetiere – nur eine Sorte von Chromatophoren: die Melanophoren. Sie tragen den dunkeln Farbstoff oder das Pigment Melanin (griech. melas=schwarz) mit, und je mehr es davon hat, desto gebräunter wirken wir. Fische – so weiss Professor Salzburger – haben nicht nur eine, sondern noch weitere Sorten von Zellen, die Farbstoffe enthalten. Xanthophoren (griechisch xanthos=gelb) oder Erythrophoren (griechisch erythros=rot) zum Beispiel bewirken rote Färbung, Guano- und Iridophoren sorgen mit eingebauten Guanin-Kristallen für ein prächtig schillerndes silbriges Kleid – und Cyanophoren sind für tiefblaue Färbung zuständig.

Junge Goldfische sind am Anfang – vielleicht, damit sie nicht gleich so aufpassen und gefressen werden – dank der Melanophoren dunkel gefärbt. Doch die verschwinden nach und nach. So kann



die darunter liegende orange-rötliche «goldene» Färbung zum Vorschein und zur Geltung kommen. Es gibt aber auch Fische, denen das Melanin in den erbten Eigenschaften fehlt und die von Anfang an orangefarben bis fast weiss erscheinen, berichtet Walter Salzburger.

Fische können die für orange Färbung benötigten Carotinoid-Farbstoffe (wie sie auch in Karotten, unseren «Rüebli» vorkommen) mit der Nahrung aufnehmen. Fischfutter für Aquarien ist reich an solchen Zusätzen. Nimmt ein Fisch weniger Carotinoide auf, wird die orange Färbung nach und nach abnehmen. Pigmente können aber auch am Licht ausbleichen. Darum wird ein Goldfisch gegen Ende einer Saison manchmal richtig bleich. Wir – oder die meisten von uns – werden an der Sonne immer brauner, Goldfische immer weisser.

Ich freue mich auf eure Fragen! Schickt sie bitte an kids.fragen@baz.ch oder Basler Zeitung, Redaktion, Kinderfragen, Postfach, 4002 Basel.